Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes“. 7. Jahrgang des „Protestant“.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch R. Emde (Bremen) und M. Fischer (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244 a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile .... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) .... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 26.** Vierteljahrspreis 1 ℳ. 50 ₰

Berlin 27. Juni 1903 **Bremen.**

Inhalt: Stiefgeschwister. Von Z. — Die Zeugnisse aus der Profanliteratur über die Entstehung des Christentums. III. (Schluß.) Von Prof. Dr. Henke. — Das religiöse Problem in H. St. Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“. I. Von Prof. Dr. W. Nestle. — Umschau. (Baden. I.) Von O. Raupp. — Kirchliche Nachrichten. — Anzeigen.
Feuilleton: Ein Strauß vom Rautiberg. I. Von Egg.

Stiefgeschwister.

Die Klugheit und die Wahrheit waren Stiefgeschwister. Die Wahrheit war ein Mädchen, halb Kind, halb Jungfrau, naiv-anmutig, kindlich-natürlich. Die Klugheit war eine feine Weltdame, die sich stets so zu geben wußte, daß sie reizend erschien; sie war eine sichere Kokette. — „Benimm Dich nicht so unnatürlich, mein Kind,“ schalt sie ihre jüngere Schwester, „zeige Dich nicht immer sogleich, wie Du bist; das ist sehr unklug und kann Dir schaden; hülle Dich in einem Schleier wie ich, damit die Sonne deine Schönheit nicht verzehre!“ — Die Wahrheit war noch ein halbes Kind; so gehorchte sie denn, wenn auch mit Widerstreben; sie hüllte sich in einen Schleier und bemühte sich, ihre Empfindungen hinter einer stets gleichmütigen Miene zu verbergen. So ging sie eine Zeitlang einher — und seufzte. Wenn sie zur Sonne aufschaute, so raubte ihr der Schleier die Hälfte des Glanzes; die Blumen erschienen durch den Schleier nicht halb so farbenfroh wie sonst; sie durfte nicht mehr lachen, nur ein schwächliches Lächeln war ihr gestattet. Sie wurde blaß, ihr Auge verlor seinen Glanz, sie seufzte tief auf — aber wagte nichts zu ändern. Die Klugheit war zufrieden, sie glaubte das Beste für ihre Schwester getan zu haben.

Da sah sie eines Tages, wie die Wahrheit mitten im Sommerregen stand und die Hände nach dem Regenbogen ausstreckte; der Schleier lag zerrissen zu ihren Füßen. „Du törichtes Ding,“ schalt die Schwester, „wo hast Du Deinen Schleier?!“ Aber die Wahrheit hörte gar nicht, sie klatschte in die Hände und schaute nach dem Regenbogen, und der goldige Sommerregen flutete durch ihr langes Haar. — Seit dieser Stunde trug sie sich wieder ganz wie früher; sie ging unverhüllt und lachte, wenn es ihr so recht warm um das Herz war, und ließ sich von den Strahlen der Sonne küssen. „Du wirst braun werden wie eine Hexe,“ sagte die Schwester. Sie ward auch von der Sonne gebräunt, aber das stand ihr gut; und die Leute, die vorüber gingen, sagten: „O wie ist das Mädchen schön geworden!“ Aber die Klugheit mußte sich immer dichter in ihren Schleier hüllen, denn ihre Schönheit war bald dahin. „Puh! Die Hexe!“ sagten die Leute und gingen vorüber. Z.

Die Zeugnisse aus der Profanliteratur über die Entstehung des Christentums.

Ein Beitrag zu den Versuchen, das Christusproblem zu lösen.

Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Henke in Bremen.

III. (Schluß.)

Lukian ist auf einer Seefahrt des Peregrinus Reisegenoß gewesen. Dieser hat auf dem Schiff ein dem kynischen Ideal wenig entsprechendes Leben geführt, gut gegessen und getrunken, der Liebe gehuldigt und bei einem Sturm arge Todesfurcht gezeigt. Darum hat L. sich weiter nach ihm erkundigt und folgendes erfahren. P. stammte aus Pasium, einer kleinen Stadt an der asiatischen Küste der Propontis. Sein Vater hatte ein Vermögen von 30 Talenten (etwa 120 000 ℳ.) besessen, und nach seinem Tode ging in der Stadt das Gerücht, sein Sohn habe ihn erdrosselt, um in den Besitz des Vermögens zu kommen. Peregrinus floh vor seinen erbitterten Mitbürgern nach Syrien und wurde dort Christ. Lukian erzählt (Kap. 11): „Damals gewann er auch von der wundersamen Weisheit der Christianer Kenntnis, da er mit ihren Priestern und Schriftgelehrten in Palästina verkehrte. Und was geschah? In kurzem überragte er sie, als ob sie Kinder wären, als Prophet, Thiasarch und Synagogeus, denn er war allein alles in allem. Einen Teil ihrer Bücher dolmetschte und erklärte er, viele verfaßte er selber, und jene sahen ihn wie einen Gott *) an, machten ihn zu ihrem Gesetzgeber und Schutzherrn .....**) Hoch verehren sie noch jetzt jenen in Palästina gekreuzigten Menschen, weil er dies neue Mysterium ins Leben eingeführt hat. (Kap. 12). Deshalb also wurde P. damals verhaftet und gefangen gesetzt, was nicht wenig dazu half, der Gaukelei und Ruhmjägerei, die er liebte, für sein späteres Leben das nötige Ansehen zu verschaffen. Die Christianer nun sahen seine Gefangensetzung als ein

*) ὡς θεόν. Darum haben sie aber doch wohl nicht daran gezweifelt, daß er eine wirkliche, menschliche Person sei. Vgl. hierzu das im II. Art. über die quasi-Deo-Stelle im Briefe des Plinius Gesagte.

**) Der Text ist folgendermaßen zu zu bessern: ἐπεγράφοντο .... μέγα. ἐπιγράφεσθαι προστάτην ist der technische Ausdruck, für die Wahl eines patronus, dessen der athenische Schutzbürger (Metöke) bedurfte. — Daß hier eine Lücke im Text ist (s. d. Ausg. von Fritzsche, Rost. 1862, I, 2, S. 75), beweist das folgende ’επὶ τούτῳ (deshalb also), das auf den Anlaß zur Gefangensetzung des P. zurückweist, der in dem vorliegenden Texte nicht erzählt ist. Vielleicht hat L. in den ausgefallenen Sätzen erzählt, daß P. sich als Christ zu anstößigen Handlungen z. B. zu provokatorischer Versagung der den kaiserlichen Bildsäulen zustehenden Verehrung oder auch zu Schmähungen gegen obrigkeitliche und einflußreiche Personen hinreißen ließ. In solchen Dingen waren Kyniker und Christen in Übereinstimmung.

öffentliches Unglück an und setzten bei ihren Versuchen, ihn zu befreien, alles in Bewegung. Da das aber unmöglich war, so sorgten sie nicht bloß gelegentlich, sondern mit allem Eifer für ihn. Schon bei Tagesanbruch konnte man beim Gefängnis alte Witwen (Diakonissen) und Waisen warten sehen, und die Vorsteher bestachen den Gefangenaufseher, um bei ihm die Nächte zubringen zu können. Mahlzeiten von vielen Schüsseln wurden dann besorgt und ihre heiligen Sprüche hergesagt (Agapenfeier), und der vortreffliche Peregrinus — denn so hieß er damals noch — wurde von ihnen als ein neuer Sokrates ausgeschrien. (Kap. 13). Ja auch aus einigen Städten Kleinasiens kamen Leute, die von den Christianern im Auftrage der Gemeinden abgeschickt waren, um ihm beizustehen, ihn zu verteidigen und zu trösten. Sie sind nämlich unglaublich geschäftig, wenn so ein Unfall sich ereignet, der für alle von Bedeutung ist. In kurzer Frist bringen sie alle möglichen Opfer. So kamen denn auch damals dem P. von ihnen große Geldsummen zu und er hatte keine geringe Einnahme. Denn diese Unglücklichen sind überzeugt, daß sie unsterblich sind und ewig leben werden. Deshalb verachten sie den Tod und viele suchen ihn aus freien Stücken. Dann hat ihr erster Gesetzgeber sie noch davon überzeugt, daß sie alle Brüder seien, sobald sie mit ihrem Übertritt die griechischen Götter abschwören, ihren gekreuzigten Weisen anbeten und nach seiner Vorschriften leben. Nachdem sie diese Lehre ohne genaue Prüfung angenommen haben, achten sie alles gleicherweise für gering und halten es für gemein. Kommt nun zu ihnen ein Gaukler und verschlagener Mensch, der sich auf die Schliche versteht, so wird er in kurzer Zeit reich und lacht die Tröpfe aus."

Nun kommt L. auf den Peregrinus zurück und erzählt weiter, daß der legatus-Caesaris von Syrien, der selbst ein Philosoph war, ihm nicht den Gefallen tat, ihn zum Märtyrer zu machen, sondern ihn laufen ließ. P. begab sich nach Pasium und schenkte den Rest seines Vermögens, 15 Talente, der Stadtgemeinde, um sich vom Verdacht des Vatermordes zu reinigen. Er verkündete das den Bürgern in einer Rede, die er im Kynikerkostüm hielt. Natürlich wurde er nun als „einziger Philosoph und einziger Patriot" gefeiert, und niemand durfte ihm mehr übles nachreden. P. trat darauf seine zweite Wanderschaft an, auf der er von christlichen Unterstützungen behaglich lebte. Eines Tages aber sahen ihn die Christianer Verbotenes essen (vielleicht Götzenopferfleisch, vgl. Apg. 15, 20 und dazu Röm. 14, 2, 15, I. Korinther, 8, 7—9) und stießen ihn aus. Er geriet in Not und wollte von den Pasiern sein Vermögen wiederhaben, aber der Kaiser entschied: Was geschenkt ist, bleibt geschenkt. Nun zog er nach Ägypten zum Kyniker Agathobulos, von dem er sich gründlich in die kynische Askese einweihen ließ. Dann begab er sich nach Rom, wo er sich durch Schimpfen auf den Kaiser Antoninus Pius bemerklich machte. Dieser aber hielt es unter seiner Würde, „ihn für bloße Worte zu bestrafen, zumal er sich das Schimpfen zum Beruf erwählt habe". Da P. aber unter dem Pöbel großen Anhang gewann, jagte ihn der praefectus urbi fort, weil man „in Rom solche Philosophen nicht brauchen könne". P. ging nun nach Griechenland, wo er bei den olympischen Spielen den wohltätigen Herodes Atticus, der in Olympia eine Wasserleitung hatte bauen lassen, beschimpfte und zum Lohn dafür beinahe totgeschlagen worden wäre. Vier Jahre später hielt er eine Lobrede auf denselben Mann. Da er aber merkte, daß man ihn für einen charakterlosen Schelm hielt und nichts mehr von ihm wissen wollte, so beschloß er, durch seine freiwillige Verbrennung Aufsehen zu erregen und seine Prahlsucht zu befriedigen. 161 verkündete er, daß er bei Olympia freiwillig den Feuertod sterben werde und führte diesen Entschluß 165 auch wirklich aus. Lukian meint freilich boshaft, P. habe im Stillen gehofft, daß seine kynischen Mitbrüder ihn an der Ausführung seines Vorhabens hindern würden. Damals habe P. auch seinen Namen Proteus, den man ihm wegen seines Übertritts zum Christentum und dann wieder zum Kynismus gegeben habe, mit dem Namen Phönix vertauscht, womit er habe weissagen wollen, daß er als „Nachtwächterdämon" weiter leben werde. Daß man dem P. in Pasium nach seiner Verbrennung eine Bildsäule errichtet hat, die beim Volke als eine wundertätige galt, berichtet Athenagoras (Leg. c. 26).

Lukian selbst hatte den Spielen in Olympia beigewohnt und sah nach deren Abschluß in Harpina mit an, wie Peregrinus mit den Worten: „Mütterliche Geister und väterliche, nehmt mich gnädig auf!" (Vgl. Luk. 23, 46) sich in die Flammen stürzte. Als er nach Olympia zurückkehrte, begegnete

Ein Strauß vom Rautiberg.

I.

Das Glarnerland ist Anno 510 vom heiligen Fridolin mit dem Christentum beschenkt worden, seine politische Freiheit aber hat es im Jahre 1388 unter Matthias Ambühl am Rautiberg erstritten.

Beides ist gar lange her; doch wohnen seit der Reformation Katholiken und Protestanten einträchtig beisammen und wetteifern in der Erstellung gemeinsamer Werke christlicher Liebe.

So grüßen den Besucher am Eingang die „Lintkolonie", eine Erziehungsanstalt für gefährdete und verwahrloste Knaben, und ein „Ferienheim" zur Kräftigung schwächlicher, armer Stadtkinder, während hinten im Tal, hoch oben auf sonniger Höhe, da wo die Klausenstraße an Firn und Fels vorbei die weltverbindende Gotthardbahn im Kanton Uri aufsucht, ein „Lungensanatorium" wenig Bemittelten Heilung verschafft und das „Stechelbergerbad", geheimnisvoll von Wellen umrauscht, dem Wohlhabenden bequem Erholung beut. Die drei erstgenannten hat helfendes Erbarmen der „glücklich Besitzenden" aller Konfessionen ins Leben gerufen, das letztgenannte Etablissement ist Privatbesitz.

Führen uns diese Institute direkt zur Glaubensmacht des Glarnervolkes, so führt uns die Klausenstraße unter der Musik rauschender Wasserfälle hinten im Lande in bequemen Windungen auf den Urnerboden und in die Heimat des Wilhelm Tell.

Die Reformation hat im Glarnerlande, von wo Zwingli, der Leutpriester von Glarus, als Feldprediger die mörderische Schlacht von Mariguiano mitgemacht hatte, nie leidenschaftliche Wellen geworfen: kam es doch vor, daß Pfarrer in ihren Gemeinden vormittags den Anhängern des Alten die Messe lasen und nachmittags den Freunden Zwinglis predigten. Die Erinnerung an gemeinsame Freuden und Leiden und eine mit dem Herzblut geschriebene glorreiche Geschichte wirkten regulierend, wie die beiden Hebel der Zentrifugalmaschine.

Die Lint und die Bibel hatten im Lande Fridolins ähnliche Schicksale. Jene versumpfte die Niederungen und diese richtete auf dem Gebiet des Seelenlebens Verwirrung an; nur dem Reinen ist alles rein und hilft mit zu seiner Selbsterziehung.

„Escher von der Lint" fand als Ingenieur Mittel und und Wege, das Land durch Kanalisation trocken zu legen und wieder fruchtbar zu gestalten. Wie viel schmerzliche und bittere Erfahrungen aber müssen auf dem Gebiet des protestantischen Christenlebens gemacht worden sein, ehe Gottfried Heer mit seinem Notschrei einen Bibelauszug für Schule und Haus erstehen lassen konnte, der alles Anstößige vom Leser fern hält. Dieses Werk, genannt „Familienbibel" hat rasch überall Eingang gefunden, am meisten bei den Methodisten Amerikas. Der Pfarrer von Bettschwanden sah eben nicht bloß an seine himmelanstrebenden Berge hinauf, auf denen seine Pfarrkinder als Hirten ein beschwerliches Leben führen, sondern im Geist weit darüber hinaus, geleitet von jenem andern Hirten, der zum ersten Mal in Bethlehem in gar eigenartiger Umgebung seine Augen aufgeschlagen hatte.

Hiermit ist aber noch nicht erklärt, wo der „Rautiberg" zu finden ist. Die Alpenklubisten besuchen ihn nicht; denn er liegt am Fuß der imposanten Glärnischkette und bietet niemand Gelegenheit auf Pfaden, die zwischen Leben und Tod hindurchführen, Kraft und Behendigkeit zu zeigen. In botanischen Lehrbüchern ist er nicht als Fundort seltener Pflanzen bezeichnet, und der Geologe fühlt sich auch nicht angezogen: Steine, wie

er vielen Menschen, namentlich Kynikern, die ihn ausfragten. Verständigen Leuten erzählte er, was wirklich geschehen war, wundersüchtigen Schwachköpfen redete er vor, daß bei des P. Tode die Erde gebebt habe (Matth. 27, 52). Aus den Flammen aber habe ein Geier sich zum Himmel emporgeschwungen und gerufen: „Die Erde habe ich verlassen, ich steige zum Olympos.“ (Joh. 20, 17). Bald hätten ihm, so fährt L. fort, viele Leute erzählt, daß sie nicht nur den Geier, sondern auch Peregrinus selbst nach seinem Tode im weißen Gewande, mit Ölzweigen bekränzt, hätten herumwandeln sehen. (Vgl. die entsprechenden Züge bei Matth. 28; Mr. 16; Lk. 24). So habe die Wundersucht das, was er erfunden habe, weiter ausgemalt.

Soweit Lukians Erzählung.

Daß Kynismus und Christentum in jeder Beziehung zahlreiche Übereinstimmungen aufweisen, bedarf kaum noch eines Nachweises. Ich habe mehrfach auf die Stellen des N. T. verwiesen, die solche Übereinstimmung selbst in kleinen und zufälligen Nebenzügen erkennen lassen. Nicht nur im Wesen und Ziel, auch in einzelnen Worten, Aussprüchen, den Grundsätzen und der Art zu leben und zu wirken, in der Opposition gegen das Bestehende, der Verurteilung der weltlichen Mächte, in der Wunder- und Vergottungssucht und vielem andern zeigen beide Bewegungen eine auffallende Ähnlichkeit. Auch die Verfassung der christlichen Gemeinden hat sich zweifellos allmählich nach dem Muster der θίασοι, hellenischer Kultvereine zur Einbürgerung und Pflege fremder, besonders orientalischer Kulte, gestaltet. Lukian legt dem P. nicht bloß das Amt des Propheten (I. Kor. 12, 28; Eph. 4, 11) bei, d. h. des mit dem Charisma der Weissagung begabten Wanderlehrers, über das wir aus jener Zeit durch die „Lehre der 12 Apostel“ genau unterrichtet sind, sondern auch die Würde der Gemeindebeamten (Episkopen, Presbyter), deren Bezeichnung er aber den hellenischen Thiasen (Thiasant) und der Synagoge (Synagogeus) entnimmt. Wegen dieser Verwandtschaft der beiden Bewegungen waren auch die Übertritte von der einen Richtung zu der anderen zahlreich. Wie Peregrinus vom Christen zum Kyniker wurde, so wurde noch im 4. Jahrhundert der Kyniker Maximus zum Christen, ohne daß man von ihm verlangte, daß er die Abzeichen des Kynismus ablege. Erst als er zum Bischof von Konstantinopel inthronisiert wurde, schnitt man ihm das struppige Haupthaar des Kynikers ab.

Aber das wäre ein schwerer Irrtum, wenn man darum die eine der beiden Bewegungen von der anderen herleiten wollte. Die Zustände in der untergehenden antiken Welt waren derartig, daß solche Bewegungen mit Notwendigkeit entstehen mußten. Christentum wie Kynismus lagen, so zu sagen, in der Luft. Es ist darum nur natürlich und von vornherein wahrscheinlich, daß in dem gewaltigen Römerreiche, das die römische, hellenische und die Kultur des Orients in seinem Schoße barg, parallel laufende Erscheinungen sich zeigten, die von verschiedenen Ausgangspunkten her demselben Ziele zustrebten: der Niederwerfung des antiken Lebensideals und der Aufrichtung eines neuen an seiner Stelle. Von dem Fehlschluß, aus weitgehender Übereinstimmung, selbst in unscheinbaren Nebendingen, auf einen gemeinsamen Ursprung zu schließen, ist die Geschichtschreibung längst zurückgekommen, während sie früher durch diesen Irrweg Jahrhunderte lang sich den Zugang zur Wahrheit vielfach versperrt hatte. Kundige auf diesem Gebiete brauche ich nur an die, erst im letzten halben Jahrhundert zur geschichtlichen Wahrheit durchgedrungenen Untersuchungen über die Geheimbünde aller Zeiten z. B. an die der Freimaurerei voraufgehenden, zu erinnern. Auch bei ihnen findet oft eine geradezu wunderbare Übereinstimmung, nicht nur im Wesen und Ziel, sondern oft auch in Worten, Symbolen, symbolischen Handlungen statt, die früher zu den unglaublichsten Geschichtskonstruktionen und den wunderlichsten Fabeleien verführt hat. Alles das hat sich als Spinngewebe erwiesen. Der Wahrheit ist man erst näher gekommen, als man jenen Irrweg aufgab und bedachte, daß nicht nur die Gesetze des menschlichen Seelenlebens überall dieselben sind, sondern auch die Mittel, durch die der Mensch seinem inneren Leben zum Ausdruck verhilft. Da ist es kein Wunder, wenn eine mächtige geistige Revolution nicht nur mehrere große, einander parallel laufende Strömungen erzeugt, sondern wenn diese Strömungen auch unabhängig von einander in derselben Weise, oft bis in kleines und unbedeutendes hinein, sich äußern.

Dazu kommt nun aber in unserem Falle der positive Beweis, daß Kynismus und Christentum unabhängig von einander entstanden und trotz ihrer Übereinstimmung ihre eigenen Wege gegangen sind. Ich will zum Schluß noch auf einige besonders treffende Punkte hinweisen, die aus der Zusammenfassung des ganzen, bei den Profanschriftstellern vorliegenden Materials sich ergeben.

Lukian bestätigt, was wir schon aus den mageren Notizen bei Tacitus, Plinius, Suetonius erfahren haben, daß die römische Obrigkeit die Christen ganz anders beurteilte und behandelte als die jüdische und heidnische Opposition, die doch so vieles mit jenen gemein hatten. Der legatus in Syrien läßt den Peregrinus laufen, weil er ihm ganz ungefährlich scheint; Antoninus Pius verschmäht es, einen bloßen Wortklauber zu züchtigen; Vespasian läßt dem Kyniker Demetrius sagen: „Du legst es darauf an, von mir hingerichtet zu werden, aber einen bellenden Hund schlage ich nicht tot“ (Dio. Cass. 66, 13), und wie Titus trotz der ihm persönlich widerfahrenen Unbill verfuhr, ist erzählt. Wie ganz anders verfährt man mit den Christen! Der sanfte Plinius zweifelt, ob sie nicht schon wegen der bloßen Zugehörigkeit zur Sekte mit dem Tode zu bestrafen sind. Als Nero sie grausam hinschlachtet, sind alle, der große Haufe und edle, ruhig und gerecht denkende, hochgebildete Männer wie Tacitus überzeugt, daß sie den grausamen Tod verdient haben, wenn man auch den kaiserlichen Henker verabscheut. Suetonius erkennt in Neros Verfahren eine heilsame, polizeiliche Maßregel. Und das alles geschieht den Christen allein, obwohl man sehr wohl weiß, daß Juden und Kyniker ihre Gesinnung teilen, obwohl man diese eben wegen dieser Gesinnung verlachte, verachtete, haßte, aber doch duldete.

Und wie die Obrigkeit, so sind auch die Schriftsteller von klarer Einsicht hinsichtlich der Übereinstimmung bei den Oppositionsparteien erfüllt, aber davon, daß auch nur einer von ihnen im entferntesten darauf hindeutete, daß sie hinsicht-

---

sie hier zur Erinnerung an blutiges Ringen angebracht sind, interessiren ihn für seine Spezialzwecke nicht.

Je am ersten Donnerstag im April zieht das ganze Glarnervolk alljährlich in festlichem Zuge hinaus; Protestanten und Katholiken, christlich religiöse Gemeinschaften und Israeliten werden von derselben magischen Gewalt beherrscht, Staat und Kirche wetteifern mit Reden und Gesängen, die großen Taten des kleinen Volkes der Gegenwart frisch ans Herz zu legen auf der Stätte, auf der einst die Glarner, einer gegen zehn, Österreichs Heer bekämpft und gründlich besiegt haben. Gar trotzig und selbstbewußt schauen die Berge über das festliche Treiben herein, aber in der Tiefe bergen sie Edelmetalle und Edelkristalle, und wer als Fremder zum ersten Mal daneben steht, dem klopft das Herz unwillkürlich lauter, der faßt, ohne daß er will, seinen Stab fester, dem öffnet das Auge sich weit und weiter und als glückliches Sonntagskind schaut er zu Füßen die Alpenrose, das Sinnbild der Heimatsliebe, emporgeblüht aus dem Herzblut der Väter, das sie zur Erhaltung ihrer Eigenart vergossen, und am jähen Fels schaut er das Edelweiß, das Sinnbild opferfreudiger Treue in der schwierigsten Lebenslage. Der große blaue Enzian daneben aber lenkt den Blick von selber aufwärts, wo über den Firnen schneeweiße Wölklein treiben, als ob die Seelen der hier gefallenen Helden erst heute der Heimat zueilen würden, die unser wartet, wenn wir in unsern Kämpfen treu erfunden werden.

So viel Überwältigendes, Schönes und Liebliches bietet dieser ungewohnte Fleck Erde, als ob die donnernde See mir die Füße netzen und in ihrer gewaltigen Sprache mir die große Geschichte der tapfern Hanseaten erzählen würde.

Egg.

lich ihrer Entstehung zusammenhängen, ist auch nicht die leiseste Spur vorhanden. Ich füge dem nach dieser Richtung schon gesagten noch folgendes hinzu. Der Rhetor Aristides, ein begeisterter Verehrer der althellenischen Religion und Lobredner althellenisches Ruhmes, bekämpft in seiner „Schutzschrift" aufs grimmigste die Kyniker: „Freiheit suchen sie in der Unverschämtheit, Redemut im feindseligen Benehmen gegen alle Menschen (odium generis humani!) Sie sind in ihrem Wesen den Unfrommen in Palästina gleich, denn wie bei diesen das Merkzeichen ihrer Unfrömmigkeit darin besteht, daß sie an die Göttermächte nicht glauben, so sind auch jene von allen höheren Mächten abgefallen." Die Unfrommen in Palästina sind die selbst von den Juden als Gottlose verachteten Christen. Auch dieser Vertreter des alten Hellenismus kennt sehr wohl die wesentliche Übereinstimmung der Christen und Kyniker, trennt sie aber scharf von einander als Menschen, die sonst nichts mit einander zu schaffen haben.

Was ist es denn nun aber, das den Zeitgenossen die Christen trotz aller ihrer Verwandtschaft mit den anderen Vertretern der Opposition als eigenartige und besonders gefährliche Menschen erscheinen ließ? Es ist die besondere Art ihres Glaubens, ihrer Liebe, ihrer Hoffnung.

Auch die Kyniker haben den Glauben an Unsterblichkeit, aber er ist matt, zaghaft, ein bloß theoretischer. Wenn sie in den Tod gehen sollen, erzählt Lukian, dann erbleichen sie, zittern sie, hoffen, daß man sie zurückhalten werde, sterben schließlich, um nicht als allzu erbärmliche Prahlhänse allen Kredit einzubüßen. Der Glaube der Christen aber — so erzählt derselbe Lukian — ist ein todesmutiger, todesfroher. Sie fürchten den Tod nicht nur nicht, sie drängen sich zahlreich dazu, ihn zu erleiden. Warum? Weil ihr Glaube sagt Lukian, von ihrem Christus kommt; wir wissen's noch besser: weil sie glauben, daß ihr einst gekreuzigter Christus lebe. Man hat ja oft gesagt, die Auferstehung Jesu sei der allein zureichende Erklärungsgrund für die Entstehung des Christentums. Der Ausdruck ist schief und mißverständlich. Denn die Berichte über die Auferstehung in den Evangelien sind so trümmerhaft und widerspruchsvoll, daß aus ihnen nach den Gesetzen der Geschichtschreibung nichts zu gewinnen ist. Ganz anders aber steht es mit dem ältesten und einzig zuverlässigen Bericht des Apostels Paulus (I. Kor. 15 vgl. dazu die meisterhafte Erörterung in Weizsäckers apost. Zeitalter, S. 1—12), aus dem der felsenfeste Glaube, daß Christus lebe, und der darauf gegründete Glaube an des Christen ewiges Leben als historische Tatsache hervorgeht. Daß dieser Glaube die einzig zureichende Erklärung für die Entstehung des Christentums ist, darin stimme ich dem großen Tübinger Kritiker, Ferd. Chr. Baur (Kirchengesch. I S. 39 f.) bei. Dieser Glaube aber in seiner todesfreudigen Eigenart, der den Römern als ein an Wahnsinn streifender Aberglaube erschien (Apg. 26, 24), der seinen Träger zu einem gefährlichen Menschen machte, ist allein erklärlich, wenn er von einer gewaltigen Person anderen Personen eingepflanzt ist.

Auch die Kyniker haben Liebe zu einander. Sie schreien mit einander und für einander und umstehen des Peregrinus Scheiterhaufen — wie Lukian erzählt — zwar nicht in Tränen, aber in stiller Trauer und greifen allesamt zu den Knitteln, wenns einen Lästerer durchzuprügeln gilt. Wie ganz anders aber erscheint das innige Zusammenleben der Christen — wie derselbe Lukian es schildert — wie groß, selbstlos ihr Opfermut, wie unglaublich ihre Rührigkeit, der nichts zu teuer ist, wenn es gilt, einem der in Not geratenen Mitchristen beizustehen. Warum? Weil ihr erster Gesetzgeber, sagt Lukian, ihnen die Überzeugung beigebracht hat, daß sie alle Brüder seien. Aus dieser Liebe erwuchs ihre festgefügte Gemeindebildung. Auch die Kyniker kommen bei irgend welchem Anlaß zusammen, laufen aber hinterher wieder auseinander, und jeder denkt nur an sich und lebt für sich. Die Christen aber umschließt ein unzerreißbares Band, das sie zu einer unzerstörbaren Organisation führt. Darum aber erscheinen sie dem Römer als eine gefährliche Rotte, damit verfallen sie dem Gesetze gegen die in der lex Licinia v. J. 55 v. Chr. verbotenen sodalicia. Eine solche Liebe aber keimt nicht aus Ideen, wird nicht übertragen aus Synagogenverbänden und Thiasosvereinigungen, denn dann bliebe sie wie bei den Kynikern ein blutloser Schemen. Sie wird nur entzündet von einer Person in Personen und Lukian hat darum das rechte getroffen, wenn er sie auf Jesus zurückführt, den, „der die Seinen von Anfang geliebt hatte und sie liebte bis ans Ende". So spricht, übereinstimmend mit Lukian, sein lebendiges Bewußtsein von der Quelle dieser Liebe der Verfasser des um dieselbe Zeit, etwa um 160 entstandenen Johannesevangeliums (13, 1) aus.

Auch die Kyniker hegten die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und ein Jenseits. Aber bei ihnen erschien diese Hoffnung der römischen Obrigkeit und ihren Gegnern als eine träumerische Narrheit. Bei den Christen aber hat diese Hoffnung sich so in die Seele eingenistet, daß sie — wie Lukian erzählt — alles Irdische gering achten und für gemein halten. „Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christus zu sein, was mir auch viel besser wäre" — dieser Seufzer des Paulus gibt die Grundstimmung wieder, die das Leben der Christen jener Zeit durchzieht, jener Christen, die sich auf ihren Todestag freuten, wie andere Leute sich ihres Geburtstages freuen, die dies Leben nur für einen qualvollen, lästigen Wachtpostendienst ansehen. Daraus ergab sich, daß sie den Untergang alles Irdischen in glühenden Farben malten, von ihm mit einer Begeisterung sprachen, die den Nichtchristen höchst verdächtig erscheinen mußte. Daraus ergab sich, daß sie in allem Unglück, in Erdbeben, Überschwemmungen, Krieg und Brand und aller Not nur ein armseliges Vorspiel ihrer Erwartungen von den großen Tagen des Gerichts sahen. Das sprachen sie mit der ihnen eigenen Rücksichtslosigkeit überall offen aus, haben es sicherlich ausgesprochen bei der Untersuchung, die infolge des Neroschen Brandes mit ihnen angestellt worden ist. Ist es da zu verwundern, wenn die römische Obrigkeit annahm, daß die Christen nicht bloß auf den Weltuntergang hofften, sondern ihn auch mit allerlei bösen Praktiken herbeizuführen suchten? Die Römer kamen zur Überzeugung, die Christen beherrsche die „wahnwitzige Meinung, daß sie dem ganzen Erdkreise und der Welt samt den Gestirnen den Untergang zu bereiten suchen müßten" (Min. Felix Oct. 11, 1). Daß solche magischen Künste für das Menschengeschlecht verderblich seien und daß, wer sie übe, mit Recht den Gesetzen über die „malifici" verfalle, das gibt der Kirchenvater Augustin (de civ. Dei 8, 19) selber zu. Eine so lebendige Hoffnung, eine so gründliche und grenzenlose Weltverachtung schöpfen aber Menschen nicht bloß aus Ideen, geistigen Strömungen, nehmen sie auch nicht von anderen an, sondern sie erklären sich nur, wie Lukian recht gesehen hat, aus dem Wirken einer gewaltigen Persönlichkeit, die sie mit prophetischer Gewalt unausrottbar in die Herzen gepflanzt hat.

Ich bin am Schluß. Auch die letzte Stelle aus der Profanliteratur, die für unsere Untersuchung noch in Betracht kommen kann, ist nach meiner Überzeugung ein unwiderlegliches Zeugnis für die Eigenart des Christentums, für seine von andern ihm parallel laufenden Zeitströmungen völlig abgetrennte und verschiedenartige Entstehung und dafür, daß eine gewaltige, originale Persönlichkeit für seine Entstehung auch dann angenommen werden müßte, wenn selbst die Zeugnisse für die Existenz dieser Person viel ärmer wären, als sie sind, oder wenn sie uns ganz verloren gegangen wären.

Das religiöse Problem in H. St. Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts".

I.

Unter den Büchern, mit denen die Jahrhundertwende uns beschenkt hat, sind Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" vielleicht das geistreichste und meistgelesene Werk.

Wenn von dem Buche, das nach Umfang und Inhalt keine geringen Anforderungen an den Leser stellt, schon die vierte Auflage vorliegt, so verdankt es diesen Erfolg vor allem seiner Originalität im besten Sinne dieses Worts. Es ist ein Werk aus einem Guß, dessen Verfasser, obgleich er „Dilettant“ sein will, nicht nur über eine staunenswerte Gelehrsamkeit auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft verfügt, sondern auch die Ergebnisse der Forschung in selbständigster Weise zu einem einheitlichen Geschichts- und Weltbild zu verarbeiten versteht. Dieses Bild zeigt eine durchaus persönliche Färbung und dies ist die Stärke und die Schwäche des Buchs zugleich; die Stärke: denn man hört überall eine eigenartige und geistesmächtige Persönlichkeit reden, wie sie bei der die Ausbildung der Individualität viel mehr begünstigenden englischen Erziehung leichter gedeihen und ausreifen kann, als bei unserer gegenwärtigen auf ein gewisses Bildungsnivellement ausgehenden deutschen Pädagogik; die Schwäche: denn der Verfasser zeigt uns die Dinge nicht in neutralem Licht, sondern in der Beleuchtung, in der er sie sieht, so wie sie sich vor seinem Geistesauge gruppieren. Und wenn diese Beleuchtung und Gruppierung nicht überall der Wirklichkeit entspricht, so ist sie doch stets merkwürdig und interessant. Es kann hier nicht davon die Rede sein, den ganz ungemein reichen Inhalt des Werks den Lesern im einzelnen vorzuführen; wir wollen nur eine die Leser dieser Blätter besonders nahe berührende Frage herausgreifen: das religiöse Problem, wie es von Chamberlain aufgefaßt und zu lösen versucht wird. Aber bei der Geschlossenheit und dem kunstvoll gefügten Aufbau des Ganzen ist es allerdings unerläßlich, zum richtigen Verständnis dieses Teils einen skizzenhaften Aufriß der Anlage des Werks voranzuschicken.

1) Den Grund- und Eckstein des ganzen Baus bildet Chamberlains Theorie von der ausschlaggebenden Bedeutung der Rasse für die Kulturentwicklung der Völker, und es ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst von ihm, daß er diesem bisher in der geschichtlichen Betrachtung allzusehr vernachlässigten Elemente zu seinem Recht verholfen hat. Ohne den Leser allzuweit in die labyrinthischen Gänge anthropologischer Theorien einzuführen, verwirft er kurzer Hand die Vorstellung einer ursprünglichen „reinen Rasse“ als ein Unding (282*), betrachtet sie vielmehr, genau wie bei den Tieren, als etwas Gewordenes, nicht als ein Urphänomen, sondern als etwas Erzeugtes und zwar „physiologisch durch charakteristische Blutmischung, gefolgt von Inzucht, psychisch durch den Einfluß, welchen lang anhaltende historisch-geographische Bedingungen auf jene besondere, spezifische, physiologische Anlage ausüben“ (343). Fast immer ist es die Nation als politisches Gebilde, welche die Bedingungen zur Rassenbildung schafft (290). Was Rasse und deren Reinhaltung ist, dafür bieten ein für jedermann greifbares Beispiel die Juden (258. 325). Die Quintessenz der Rasse ist der Held oder das Genie (294). Es ist klar, daß eine von diesem Prinzip ausgehende historische Darstellung die übliche Einteilung der Geschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit nicht brauchen kann. Chamberlain wirft sie denn auch folgerichtig bei Seite und setzt eine neue an ihre Stelle. Die Rassen des Altertums, unter denen für uns Europäer die Hellenen die wichtigste waren, fanden ihren Untergang, indem sie, ihre nationale Eigenart einbüßend, im „Völkerchaos“ des römischen Weltreichs aufgingen. Denn Weltreich auf der einen, Rasse und Nationalität auf der andern, sind polare Gegensätze. In dem brodelnden Hexenkessel der Völkermischung nimmt man nun mit der Zeit Ansätze zur Bildung neuer Rassen wahr, und zwar zeigt sich bald als die kraftvollste derselben diejenige der Germanen, die etwa von 1200 an eine eigene Kultur auszugestalten beginnt. Diese Kultur, deren Träger der zum „homo Europaeus“ (Keltogermane, Slavogermane) erweiterte Germane ist, schließt ein dreifaches „Erbe aus dem Altertum“ in sich: Hellenische Kunst und Philosophie, römisches Recht und die Erscheinung Christi. Ihre Hauptgegner sind die international gewordenen Juden und die die Idee des Weltimperiums festhaltende und von dem ebenfalls internationalen Jesuitismus beherrschte römische Kirche, die mit dem Katholizismus keineswegs identisch ist. Der Kampf zwischen diesen Mächten währt nun anderthalb Jahrtausende und noch ist er nicht zu Ende. Das Heil kann nur kommen von der Überwindung der universalistischen Tendenzen durch die germanische Rasse: Denn nur äußerliche Begrenzung ermöglicht (nach einem Wort Goethes) absolute innere Freiheit, während äußere Unbegrenztheit innere Begrenzung (Knechtung der Individualität durch Autorität) mit sich bringt (663 f.).

2) Schon aus diesem kurzen Überblick ergibt sich, welch wichtige, ja entscheidende Stelle Chamberlain der Religion in der Entwicklung des Völkerlebens zuweist. Was ist denn Religion? Chamberlain definiert sie einmal (222) als einen Zustand des Gemüts, der weder mit Aberglauben noch mit Moral etwas zu thun habe, vermöge dessen der Mensch in unmittelbarem Kontakt mit einer Welt jenseits der Vernunft stehe und zum Dichter und Denker werde, der bewußt schöpferisch das Unsichtbare sichtbar, das Undenkbare denkbar zu gestalten suche. Ein andermal (100) nennt er die Religion „ein der Phantasie vorschwebendes Gesamtbild der Weltordnung“, das mit den Zeiten und Völkern unendlich wechsle. Der geschworenste Feind der Religion ist der Rationalismus und zwar nicht nur der Rationalismus im engeren Sinn, der durch Ausscheidung des Wunderbaren aus den religiösen Vorstellungen deren wahren Kern herausstellen will, sondern der Rationalismus als auf Vernunfterkenntnis beruhende spekulative Weltanschauung. Denn die Religion ist symbolische, nicht rationelle Wahrheit. „Lebhafte Frage nach der Ursache ist von großer Schädlichkeit“: zu diesem Wort Goethes bekennt sich Chamberlain von ganzem Herzen (407,1) und hält nichts für törichter als eine „vernünftelnde Kausalitätsjägerei“ (100). Er spricht von der „Narrenkappe des Entwicklungsdogmas“ (115; vergl. 167. 715), die uns noch viel zu fest auf dem Kopf sitze und uns veranlasse, das Spätere unbesehen für einen „Fortschritt“ gegenüber dem früheren zu halten. Dagegen steht nach seiner Ansicht z. B. die teleologische Weltbetrachtung des Aristoteles tief unter der älteren griechischen Vorstellung der Welt als eines Kosmos (116 f.). Mit ihm erst beginnt in der griechischen Religion, auf die Chamberlain seine Begriffsbestimmung zuerst anwendet, der wahre Anthropomorphismus, den man törichterweise dem Homer zum Vorwurf macht (99 f.). Die Meinung, daß die griechische Philosophie die religiösen Vorstellungen geläutert habe, ist Unsinn (110): nicht ihre Philosophen, sondern ihre Dichter predigten den Hellenen die wahre, d. h. symbolische Religion. In der Hochschätzung des Mythus (112. 116. 555) trifft Chamberlain mit J. Burckhardt zusammen; aber er geht noch über ihn hinaus, wenn er erklärt, daß der Monotheismus nur infolge einer rationalistischen Schlußfolgerung für eine höhere Stufe der Religion gelte als der Polytheismus: Denn die Arithmetik habe mit der Religion nichts gemeinsam (224). Auch auf die Form der religiösen Vorstellungen kommt sehr wenig an. Wenn sich z. B. die Samoaner den Körper ihres Gottes Saveasiuleo als aus zwei trennbaren Teilen bestehend vorstellen, deren oberer, menschlich gestalteter, „im Haus der Geister“ verweilt, deren unterer aber, ein langes seeschlangenartiges Gebilde, alle Inseln des großen Meeres umschlingt, so haben sie das unmittelbar empfundene Mysterium der Allgegenwart Gottes zwar mit einer verhältnismäßig rohen Phantasie versinnbildlicht, aber „einen prinzipiellen Unterschied“ zwischen dieser und der christlich-theologischen Vorstellung von der Allgegenwart Gottes kann Chamberlain nicht finden (395). Kurz, man darf in der Religion keine rationelle Wahrheit sehen und suchen, sondern nur eine dem Wesen des betreffenden Volkes entsprechende Symbolik. Nur was etwa an fremden, diesem Wesen nicht kongenialen Elementen in eine Religion hineingekommen ist, das ist auszuscheiden. Denn es gilt von der Nation und Rasse dasselbe wie von der Einzelpersönlichkeit (17):

„Was euch nicht angehört,
Müsset ihr meiden;
Was euch das Inn're stört,
Dürft ihr nicht leiden.“ (Goethe.)

*) Die Zahlen bezeichnen die Seiten der zweiten Auflage (1900). Verlag von F. Bruckmann in München.

3) Ein solch fremdes Element in unserem Volksleben ist das Judentum, bei dem leider unsere Religion starke Anleihen gemacht hat. Man pflegt der jüdischen Religion ihren Monotheismus als einzigartigen Vorzug vor andern vorchristlichen Religionen anzurechnen, allein mit Unrecht. Denn einmal gibt es im Alten Testament Belege genug für Anerkennung des Polytheismus seitens der Juden (224,1) wie der andern Semiten, die „die einzigen echten Götzenanbeter auf der ganzen Erde“ waren (230, 243); zweitens kommt es bei der Beurteilung einer Religion nicht auf die Zahl der Götter an, sondern auf die Art, wie sie gedacht werden; drittens verdient der jüdische Monotheismus diesen Namen gar nicht, denn er ist lediglich „Monolatrie“ (387), hervorgegangen aus Ideenlosigkeit (405), wie denn die Juden nebst ihren Stammesbrüdern „bettelarm an echter Religion“ (18. 221) und „geborene Rationalisten“ (222) sind; endlich aber sind die Indoeuropäer (und ebenso die Ägypter) gleichfalls „im tiefsten Grund Monotheisten“ (554,1. 402), nur in viel höherem und wahrerem Sinn. Denn „der semitische Monotheismus ist die Lehre von der Einzelhaftigkeit Gottes; der indogermanische Monotheismus ist die Lehre von der erst aus der Mannigfaltigkeit sich ergebenden Einheit, von dem Eingeschlossensein des Alls und aller Zeitenfolgen in den raum- und zeitlosen actus purus der Gottheit (Duns Scotus), die Lehre von der „unitas ineffabilis“ (Vorr. zur 4. Aufl. S. 66). Die Indogermanen hätten also, um zu einer monotheistischen Religion zu kommen, die Juden nicht nur nicht nötig gehabt, sondern es war nur nachteilig für sie, daß sie im Gefolge des Christentums von ihnen fremde, ihrem eigenen Wesen und Vorstellen widersprechende religiöse Anschauungen übernahmen. Die beiden bezeichnendsten Eigenschaften der Juden in religiöser Hinsicht sind, im Gegensatz zu den phantasievollen Ariern, ihr Rationalismus und Materialismus (398). Gänzlich phantasielos, haben sie keinen Sinn für den Mythus (395. 231) und, wo sie etwa Mythen von auswärts übernehmen, wie nicht selten im Alten Testament, wissen sie nichts damit anzufangen. Statt dessen begründen sie ihre Religion auf einmalige geschichtliche Ereignisse, wie z. B. auf den Auszug aus Ägypten (409 f.). „Strafen auf der einen Seite, Versprechungen auf der andern, dazu historische Beweise und naturwidrige Wunder: das sind die Elemente der jüdischen Religion, in der einem minimalen religiösen Gehalt ein Maximum von unbedingter unerschütterlicher Glaubensfähigkeit gegenübersteht“ (235; 238,1; 392 f.; 401 f.; 445 ff.). Der Prophetismus hat zwar die Kluft zwischen Gott und Mensch aufgedeckt, sich gegen das radikale Böse im Menschen und der menschlichen Gesellschaft aufgelehnt und, die Dinge dieser Welt verneinend, eine höhere, außerweltliche Bestimmung des Menschen geahnt, aber er hat zur Überbrückung jener Kluft nichts getan und der jüdischen Religion kein neues religiöses Ideal sondern nur Moral entgegengestellt (47. 247. 440 f.). Auch gingen seine Ideen an dem eigentlichen, von der Hierarchie künstlich gemachten Judentum spurlos vorüber. Dieses hat vielmehr zwar nicht das Wort, aber den Begriff „Kirche“ geschaffen (425) und das tiefe Sündenbewußtsein der späteren Zeit ist ein aus Bastardierung (Kreuzung zwischen Beduin und Syrier) hervorgegangenes „Rassenschuldbewußtsein“. Daher ist dem Juden Sünde und Erlösung nicht, wie dem Arier, etwas Individuelles, sondern Nationalsache. So steht das Judentum mit seinem Rationalismus und Materialismus im denkbar größten Gegensatz zu der tiefsinnig-mystischen Vorstellungsweise der Arier im allgemeinen und der Germanen insbesondere.

Schwäbisch-Hall. Professor Dr. W. Nestle.

Umschau.

I.

(Baden.) Reform des Religionsunterrichts. Einige Leser des „Protestantenblatts“ erinnern sich vielleicht noch an eine Mitteilung aus Baden, die im Spätjahr 1891 auf Seite 358/59 des „Deutschen Protestantenblatts“ enthalten war. Sie war ein Bericht über die Landesversammlung unserer kirchlich-liberalen Vereinigung. Wir haben uns damals schon mit der Reform des Religionsunterrichts befaßt und, um sie anzubahnen, eine Kommission gewählt. Sie bestand aus Geistlichen und Lehrern und hat sich bemüht, dem Auftrag der damaligen Landesversammlung gerecht zu werden.

Angeregt war die ganze Sache durch die „Katechismusnot“. Unser Katechismus hat sich je länger je mehr in vielen Punkten als eine Plage für den Unterricht herausgestellt. Namentlich wegen des zu großen Reichtums an dogmatischen lehrhaften Sätzen, die zudem oft noch außerordentlich lang sind. Dagegen sind andere, wichtigere Stücke kaum angedeutet oder fehlen ganz. Vor za. 30 Jahren, als unser Katechismus von der Generalsynode beschlossen wurde, war er ein gutes Buch und bezeichnete einen entschiedenen Fortschritt. Er wird heute noch, obwohl er von den Liberalen gemacht wurde, von den Orthodoxen gelobt, weil man an seiner Hand recht wohl im Segen arbeiten könne. Das leugnen in irgend einem Maß wir Liberalen natürlich auch nicht. Aber wir haben im Laufe der Zeit andere Ansichten über religiösen Unterricht uns angeeignet. Für diesen empfinden wir den Katechismus als ein Hemmnis, und wir sehen, daß, wenn auch aus andern Gründen, die Schulkinder unter dem gleichen Hemmnis leiden. Der Katechismus will nicht mehr in die Köpfe der Kinder hinein und in ihre Herzen noch viel weniger. Im vierten Schuljahr schon werden sie mit Katechismussätzen geplagt, zum Teil mit solchen, die für ihr Verständnis viel zu hoch sind; und so geht es weiter, bis sie aus der Volksschule entlassen werden. Im Konfirmandenunterricht kommt dann wieder Katechismus und in der Christenlehre noch einmal. Er ist ihnen und den Lehrern auf die Dauer verleidet. Er verdirbt ihnen die Freude am religiösen Unterricht, der doch von Gottes und Rechts wegen ihnen der liebste Gegenstand sein sollte.

Daher ist schon seit längerer Zeit die Klage über den ewigen Katechismusunterricht im Wachsen begriffen. Wir möchten viel lieber die Kinder zu der frischen Quelle der heiligen Schrift führen, aus der zu schöpfen bisher, eben wegen des Katechismus, fast gar keine Muße war. Wir möchten ihren Geist in erweitertem Maße in Anspruch nehmen für die lebensvollen Bilder aus dem Bereich der Geschichte, wie in der biblischen Geschichte, so in der Kirchengeschichte. Für diese Stoffe schlägt uns und den Kindern das Herz höher. Da sind Mittel der sittlichen und religiösen Anregung und Bereicherung gegeben, von denen wir hoffen, daß sie das Gemüt und den Willen dauernder in Bewegung setzen.

Vom Standpunkt der pädagogischen Technik hatten wir uns die Sache so gedacht, daß ein Katechismussatz sich aus dem Anschauungsunterricht der biblischen Geschichte oder auch der Kirchengeschichte ergeben solle. Wo das der Fall wäre und wo es sich ungezwungen machen ließe, sollte er dann an die betreffende Geschichte angefügt werden. Der eigentliche Katechismusunterricht, die systematische Zusammenfassung der einzelnen Lehrsätze, sollte dann den Abschluß des religiösen Unterrichts bilden und demnach im Konfirmandenunterricht an die Reihe kommen. So wäre der Katechismus dahin gestellt worden, wohin er seinem Wesen nach gehört, nämlich an das Ende, und wäre dennoch auf leichte Weise in wichtigen Hauptpunkten am entsprechenden Ort vorbereitet gewesen.

Wir sind nun doch bei einem etwas andern Ergebnis angelangt. Die Einarbeitung des Katechismus in die biblische Geschichte auf eine allgemein befriedigende Weise erwies sich als eine für unser Wollen unüberwindliche Schwierigkeit. Die Ausarbeitung eines ganz neuen Katechismus war auch unmöglich, da ein solcher die größten kirchlichen Kämpfe und unerquickliche Debatten heraufbeschworen hätte. Eine Umarbeitung des bisherigen Katechismus schien auch untunlich. Seine einfache Beibehaltung wäre eine Verleugnung unserer Beschwerden gewesen. Was war zu tun?

Es tat sich uns nach reiflicher Überlegung ein Gedanke auf, den wir nicht als einen bloßen Ausweg empfanden, sondern als ein befreiendes Licht. Nämlich: muß denn in der Volksschule überhaupt Katechismus traktiert werden? Geht es nicht

auch ohne ihn? Genügt es nicht, Geschichte, Anschauung zu treiben und mit Sprüchen und Liedern sie zu bereichern? und die Kinder in das Verständnis der heiligen Schrift einzuführen? Kommen da nicht auch die Lehren in ausreichender Fülle zu ihrem Recht? Werden auf diese Weise die Kinder nicht in religiöses Denken und Wollen im Allgemeinen und in evangelisch-protestantisches Denken und Wollen im Besonderen eingeweiht und darin befestigt? Und ist das nicht gerade die richtige Vorbereitung für den Katechismusunterricht, auch wenn dieser dann den Konfirmanden als etwas Neues entgegen tritt? Wenn der Katechismus erst im Konfirmandenunterricht getrieben wird, liegt er ganz in den Händen des Pfarrers; und der Pfarrer ist für den Katechismus gerade der rechte Mann. Lehre ist viel schwieriger als Anschauung und erfordert viel größere Vorkenntnisse und Beschlagenheit, um sie dem Verständnis klar zu machen. Daher sollte man mit der Lehre, d. h. also mit dem Katechismus, mit dem System nicht den Lehrer beladen, sondern das dem Pfarrer anvertrauen. Der Katechismus braucht ja kein dickes Buch zu sein. Wenn er durch eine anständige Kürze sich auszeichnet, oder wenn man aus einem länger ausgefallenen Lehrbuch nur auf eine beschränkte Auswahl verpflichtet wird, dann ist im Konfirmandenunterricht dennoch Gelegenheit genug geboten, neben den Katechismus auch andere Dinge zu treiben.

Die Kommission hat in Überlegung solcher Gedanken beschlossen, die Entfernung des Katechismus aus dem religiösen Unterricht in der Volksschule überhaupt vorzuschlagen, und hat in diesem Sinn gehaltene und formulierte Thesen vorgelegt, die dann durch die Landesversammlung die weiter unten stehende Fassung erhielten. Zugleich hat sie sich daran gemacht, für den vom Katechismus befreiten Religionsunterricht ein einheitliches Lehrbuch auszuarbeiten, biblische Geschichte und Kirchengeschichte nebst den an entsprechender Stelle unterzubringenden Sprüchen und Liederversen enthaltend.

So haben wir in diesem Entwurf so reichen memorirbaren Stoff aufgenommen, daß wir glauben, für eine systematische, katechismusmäßige Zusammenstellung im Konfirmandenunterricht sei eine genügend gründliche Vorbereitung ermöglicht. Was dann den Katechismusunterricht selbst anbetrifft, so waren wir in bezug auf die Tiefe und Dauer seiner Einwirkung allerdings von erheblichen Zweifeln erfüllt. Die Vergangenheit hat gezeigt, daß bei dem vielen Einpauken von Katechismussätzen für das Gedächtnis nicht viel heraus gekommen ist; so wenig nur, daß es oft schade erscheint um die viele Mühe, die darauf verwendet und andern, wichtigeren Dingen entzogen werden mußte. In der Christenlehre läßt sich ein Lied, ein Spruch, eine Geschichte immer noch eher in die Erinnerung zurückrufen, als ein Katechismussatz. Und das ist auch gut und natürlich so. Denn wir haben offenbar nicht die Aufgabe, die heilige Schrift durch Katechismussätze zu ersetzen, und es kann uns nur sonderbar anmuten, wenn von anderer Seite dergleichen getan wird, als ob ohne Katechismus Kirche und Christentum zu Grunde ginge.

Gleichwohl waren wir nicht der Ansicht, daß Katechismus, d. h. also systematische Zusammenfassung des Erlernten, und mehr begriffsmäßige, lehrhafte Durcharbeitung desselben überflüssig oder vom Übel wäre. Vielmehr ist es dem Menschen ganz heilsam, wenn er einmal in seinem Leben wenigstens unter dem Eindruck gestanden ist, daß alles ein einheitliches Ganzes bildet, was sonst nur sehr stückweise und von einander abgerissen ihm dargeboten worden ist. Eine ernstliche Denkarbeit, die Höchstem und Ernstestem sich zuwendet, kann nie ohne Segen bleiben, wenn es uns auch nicht jedesmal möglich ist, die einzelnen Spuren davon mit Deutlichkeit nachzuweisen. Man darf ja auch beim Unterricht in biblischer Geschichte und Kirchengeschichte nicht einfach nur auf das Gefühl losstürmen und es mit bloßen, wenn auch noch so schönen Empfindungen überschwemmen. Vielmehr muß auch da zuerst das Denken seine Schuldigkeit tun, und nur Durchdachtes, d. h. Verstandenes ist eigentlich wert, gelernt zu werden. Das Denken liefert doch auch sehr wesentliche Nägel, an denen das religiöse Leben angehängt werden kann. Demgemäß haben wir dem Unterricht im Katechismus seine Wichtigkeit durchaus gelassen. Jedoch mit zwei Einschränkungen. Erstens haben wir ihn für ein denkfähiges Alter aufgespart, und zweitens haben wir ihn uns kürzer gedacht als unsern gegenwärtigen. Wir wissen wohl, daß im Konfirmandenunterricht uns die Zuchtmittel der Schule weniger mehr zu Gebot stehen. Aber wir glauben daran, daß die Konfirmanden im allgemeinen mit freudigem Herzen in dieser abschließenden Zeit leben und Interesse genug für einen neuen Lehrstoff dem Geistlichen entgegen bringen. Wir meinen auch nicht, daß Katechismus das einzige sei, womit der Geistliche seine Konfirmanden beschäftigen soll. Wir fürchten daher auch nicht, daß durch die Belastung mit dem Katechismus dem Konfirmandenunterricht das Seelsorgerliche, das Intime genommen werde. Und ebenso wenig fürchten wir, daß für einen dem Inhalt nach mehr als bisher ausgedehnten Konfirmandenunterricht die dazu nötige Zeit nicht irgendwie aufgetrieben werden könne.

O. Raupp.

Kirchliche Nachrichten.

Allgemeines.

Universität. Professor Lic. Stange in Königsberg ist an der theologischen Fakultät in Halle zum Ehrendoktor der Theologie ernannt worden.

Der 32. Kongreß für innere Mission soll in Braunschweig vom 21. bis 24. September stattfinden. Eröffnungsgottesdienst im Dom am 21. September Pastor Buschmann aus Braunschweig. Begrüßungsversammlung. Am 22. erste Hauptversammlung: Die Aufgabe der inneren Mission gegenüber der gegenwärtigen Gefährdung der christlichen Lebensanschauung durch antichristliche Geistesströmungen, Professor D. Mayer aus Straßburg i. E. Am 23. vormittags vier Spezialkonferenzen. 1) Die Prostitution und ihre Bekämpfung, eingeleitet von Pastor Philipps aus Berlin; 2) Die Fürsorge für die Fabrikarbeiterinnen, von Regierungs- und Gewerberat Hirsch aus Magdeburg; 3) Die innere Mission und die Fortbildungsschule, von Direktor Dr. Dunker aus Berlin; 4) Der evangelische Christ und seine Zeitung von Pastor Swierczewski aus St. Ulrich bei Mücheln. Am 24. zweite Hauptversammlung: Innere Mission und humanitäre Liebestätigkeit, Stadtfarrer Dr. Wurster aus Heilbronn. In den öffentlichen Abendversammlungen werden Pastor Oehlkers aus Hannover und Pastor Weidauer aus Dresden über die Innere Mission und die Gemeinde, Superintendent Nelle aus Hamm und Musikdirektor Richter aus Eisleben über Musik und Gesang in ihrer Bedeutung für unser deutsches Volksleben reden. Ferner werden predigen in zwei Abendgottesdiensten Generalsuperintendent D. Vieregge aus Magdeburg, Pastor Josephson aus Bremen und im Schlußgottesdienst im Dom D. Stöcker aus Berlin. Alle „auf dem Grunde des kirchlichen Bekenntnisses stehenden Evangelischen, Geistliche und Nichtgeistliche“, sind zu dem Kongreß eingeladen.

Fürstbischof Kopp und die Polen. Den Zentrumsleuten ist Angst geworden vor den eigenen verzärtelten und geliebten Freunden, den Polen in Oberschlesien, sie haben den Fürstbischof Kopp zu Hilfe gerufen und der ist ihnen mit einem Hirtenbrief beigesprungen, in dem er nicht mit zarten aber mit deutlichen Worten den Polen leuchtet: „Unter dem Deckmantel der Religion“ treiben sie ihre Politik, „in frommen, salbungsvollem Ton“ suchen sie die Katholiken in den Irrtum zu führen, als seien sie die wahren und rechten Lehrer des katholischen Glaubens. Die „Diebe und Mörder“ sind sie aus Joh. 10., die mit Frechheit und Verwegenheit die Priester schmähen und die kirchlichen Einrichtungen verächtlich machen (der Beichtstuhl eine „Marktbude“). Schriften und Zeitungen sind von den Häusern und Familien fernzuhalten: „Eure Priester hätten sonst das Recht und die Pflicht, euch die Segnungen und Gnaden der Kirche so lange zu verweigern, bis ihr euch aus dieser gefährlichen Gelegenheit, am Glauben Schiffbruch zu leiden, entfernt hättet.“ — Es steht zu befürchten, daß dieser Hirtenbrief als eine nationale Tat gepriesen wird. Nicht deutsch-national ist der Brief, ganz und gar katholisch-ultramontan, er will auch dem Zentrum nur und nicht der Regierung helfen. Vielmehr heißt es, kann die Äußerung: „So sind zum Beispiel Sprache und Volkstum hohe Güter, aber die höchsten Güter der Menschen sind sie nicht. . . . Auch Sprache, Sitte, Volkstum sind nur das Gewand, in dem die Menschen hier während der kurzen Lebenszeit erscheinen,“ natürlich mit Leichtigkeit wie gegen polnisch-nationale, so gegen deutsch-nationale Gesinnung und Arbeit gewendet werden. Jenes „Recht und jene Pflicht der Geistlichen“ kann ebensogut gegen Preßerzeugnisse in Anwendung kommen, die deutsche Ziele vertreten. — Inzwischen hat die Wahl gezeigt, ob der Brief gefruchtet hat. Doch wird seine Bedeutung mit dem Wahltage nicht aufhören. Denn der Fürstbischof von Breslau hat in ein Wespennest gestochen und frech und unbekümmert um seine Bischofsmütze umschwirren ihn Murren und Flüche, Drohungen und Äußerungen der Verachtung. Man munkelt davon die Polen wollten nicht mehr unter ihm, dem „Germanisator“ und seinen Priestern, die den Hirtenbrief von der Kanzel verlesen mußten, beichten und dienen, sie wollen außer Preußen ihr Heil suchen, ja noch mehr, auch in deutschen Landen ist man nicht überall mit Ton und Inhalt des Briefes zufrieden und eine Zeitungsnotiz weist nach Gnesen-Posen hin!

Protestantisches.

Die Eisenacher Kirchenkonferenz — soll — man beliebt das übliche Geheimnis um Verhandlungen und Beschlüsse zu hüllen, der von uns

wiedergegebenen Vorlage über Zusammenschluß der Landeskirchen mit allen gegen 1 oder gegen 3 Stimmen zugestimmt haben. Dieser Beschluß geht nun an die einzelnen Kirchenregierungen und wird von denen beraten werden. Eine Entscheidung ist in einigen Monaten zu erwarten.

(Sachsen-Weimar.) In der Juni-Versammlung der „evangelisch-protestantischen Vereinigung" in Weimar hielt Pfarrer Dr. Otto Kohlschmidt aus Mönchenholzhausen einen interessanten Vortrag über „nationale Erziehung", in dem er meist im Anschluß an Dr. Georg Karschensteiners treffliches Schriftchen über „Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend" (Erfurt, C. Villaret, 2. Aufl. 1901, 78. S., hingewiesen wurde auch auf des gleichen Verfassers Arbeit über „eine Grundfrage der Mädchenerziehung", Leipzig und Berlin, Teubner, 1902, 20 S.) eine Fülle von praktischen Vorschlägen und anregenden Gedanken darbot. Die sich anschließende lebhafte Debatte brachte freilich gegenüber dem Optimismus des Referenten manche Bedenken zum Ausdruck. In der darauf folgenden Mitgliederversammlung wurde einstimmig beschlossen, daß man es nicht für angemessen hält, auf die Angriffe zu antworten (vergl. die Umschau in Nr. 23 des „Protestantenblattes"), weil man überzeugt ist, daß eine derartige öffentliche Polemik dem kirchlichen Interesse nicht dienlich ist. Die nächste Versammlung soll am 8. Juli, nachmittags 3 Uhr, in der „Erholung" zu Weimar abgehalten werden.

— Die Thüringer Missionskonferenz soll, wie herkömmlich, am letzten Mittwoch im Juni (den 24.) in Roda (Sachsen-Altenburg) stattfinden. Prof. D. Thümmel in Jena, der Vorsitzende des Jenaer Zweigvereins vom „allgemeinen evang.-protestant. Missions-Verein", wird die biblische Ansprache halten, Pastor Paul aus Lorenzkirch bei Strehlen (an der Elbe), der Schriftführer der sächsischen Missionskonferenz und Herausgeber der „Neuen Nachrichten aus der Heidenmission", einen Vortrag über „die Mission als Erzieherin der Völker in unseren Kolonien", Missionar Bamler aus Deinzerhöhe auf Neuguinea, ein Vertreter der Neuen-Dettelsauer Mission, über „16 Jahre unter den Papua Neuguineas". — Am Sonntag vorher (den 21. Juni) will der weimarsche Landesverein des „allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins" in Jena tagen. Die Predigt hält Pfarrer Pretzsch aus Troistadt. In der Abgeordneten-Versammlung sollen geschäftliche Verhandlungen gepflogen werden. In der Festversammlung werden Ansprachen gehalten werden von den Vorsitzenden des Weimarschen Haupt- und Jenaer Zweigvereins, Diakonus Arper und Prof. D. Thümmel, sowie von den beiden früheren Missionaren des Vereins, Pfarrer Schiller aus Tokio in Japan und Professor Schmiedel in Eisenach. Beide Versammlungen lassen sich für entfernter Wohnende leicht verbinden.

(Schlesien.) Mit einem Protest gegen die Entscheidung des Konsistoriums haben sich auch die Gemeindekörperschaften der Peter Paulskirche in Liegnitz an den Oberkirchenrat gewendet. In der Verhandlung ist Pastor Bahlow energisch für Pastor Franke eingetreten, Pastor Beleites, der positive erste Geistliche hat sich auf die Seite des Konsistoriums gestellt. Der „Reichsbote" kann mit den Abendmahlsziffern des Herrn Pastor Beleites, 14 000 Personen (gegen 4400 bei Ziegler) in sechs Jahren, renommieren; woher mag ihm die Wissenschaft wohl kommen? Nebenbei beweisen natürlich diese Zahlen für die Gesinnung der Majorität der Gemeinde (daß sie positiv und etwa, wie der „Reichsbote" meint, nur durch unkirchliche Massen vergewaltigt sei) und ebensowenig für Frömmigkeit und Glauben der positiven Majorität hier etwas, denn wir wissen, daß unter Nichtachtung der Besonderheit dieser Feier und in Annährung an katholisches Messelaufen positive Geistliche zum häufigen Abendmahlsgenuß immer wieder treiben, auch bei der Krankenseelsorge zuerst einmal mit dem Abendmahlsangebot vorgehen und daß in sogenannten frommen Kreisen ein überhäufiger Abendmahlsgenuß üblich geworden ist. Daß Pastor Ziegler dieser Art fern gestanden hat, ist denen, die ihn kennen, klar. Ziegler ist übrigens im Liegnitzer Tageblatt warm für Franke eingetreten. Interessant dürfte besonders den Berliner Freunden und allen Schwärmern für die „Segnungen der Inneren Mission", die ja beileibe nur dienen und ohne Ansehen der Person helfen will, um Parteipolitik aber durchaus sich nicht kümmert, weil die sie „nichts angeht", sein, daß der Protest, der mehr ausführt, was in der Predigt „vermißt" und „nicht gesagt" worden ist, als sachliche Einwendungen machen kann, unterzeichnet ist, wie folgt: Leopold Fohl, Amtsgerichtsrat a. D., Vorsitzender des „Evangelischen Vereins und der Stadtmission zu Liegnitz" und Mitglied der Kirchengemeinde zu St. Peter und Paul.

Ausland.

(England.) Abendmahlsfeier ohne Kelch hat nach der „Chronik" eine Gemeinde (Greenfield Congregational Church) in Bradford fast einstimmig beschlossen, nachdem schon lange einzelne Gemeindeglieder das Nehmen des Kelches aus Furcht vor Ansteckung verweigert hatten. Natürlich ist der Gemeinde der Vorwurf gemacht worden, katholischen Brauch eingeführt zu haben, der Pastor aber verteidigt sich mit dem Hinweis darauf, daß die Gemeinde hier den Beschluß gefaßt habe und auch der Pastor aus dem Kelch nicht trinke, ferner beruft er sich auf Bibelstellen wie Apostelg. 2, 42: „Sie blieben beständig in des Apostels Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet." V. 46: „Sie brachen das Brot hin und her in den Häusern." Auch Apg. 20, 7 kommen die Christen zusammen, das Brot zu brechen. Pastor Williams verweist ausdrücklich auf die Tatsache, daß eine wachsende Zahl von Gemeindegliedern sich weigerte, aus dem Kelche zu trinken, daß viele ihn nur unter Protest nahmen, daß manche nur unter der Bedingung sich in die Gemeinde aufnehmen lassen wollten, daß sie nicht gezwungen wären, aus dem Kelche zu trinken. Der Gedanke an die Gefahr der Ansteckung drücke den inneren Wert der Feier herunter. Leute, die sich in ihren Gedanken mit der Sauberkeit oder Unsauberkeit, Gefährlichkeit oder Ungefährlichkeit der Feier beschäftigen, würden sicherlich nicht ihr Inneres auf die religiöse Wahrheit und Bedeutung der Abendmahlsfeier konzentrieren. „Wir empfanden es sehr, daß solches die Abendmahlsfeier verdirbt, eine Feier, die uns feierlich und heilig und förderlich ist, so lange dabei der Ton nicht auf materielle Dinge gelegt wird, und man darin einig ist, daß diese nur gebraucht werden, so lange sie uns helfen, uns die geistigen Realitäten nahe zu bringen. Den Individualkelch haben wir nicht eingeführt wegen der damit verbundenen Umständlichkeiten und Unruhe, wodurch die Feier sehr gestört werden würde.*) Wir sind der Überzeugung, daß wir, wie so viele Christen der ersten Zeit, eine wirkliche Kommunionfeier ohne den Kelch haben können."

*) Vergl. dagegen Protestantenblatt Nr. 18, S. 143. D. Red.

Alle 20 Tage ab Hamburg und ab Konstantinopel

Mittelmeer- und Orientfahrten

nach Lissabon, Gibraltar, Algier, Tunis, Malta, Pyräus, Smyrna, Konstantinopel.

Man verlange Prospekt P!

Passage und Verpflegung I. Klasse bis Konstantinopel von **M. 300.—** an.

Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Rheumatismus- und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.

Marie Grünauer
München, Buttermelcherstr. 11/I.

Fahrräder

Ia Qualität. Spielend leichter Lauf. Grösste Haltbarkeit.

H. von Bötticher, Hamburg V.

Ausverkauf Modell 1901 billigst, soweit Vorrat.

Emmer-Pianinos Flügel — Harmoniums

Firma 1870 gegründet. Bei Barzahlung höchster Rabatt und Freisendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.

Längste Garantie. Allerhöchste Auszeichnung. Fabrik: **Wilhelm Emmer,** Berlin 239, Seydelstraße. Preisliste, Musterbuch umsonst.

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Die Willensfreiheit.

Eine neue Antwort auf eine alte Frage

von

Dr. Adolf Bolliger,

Professor an der Universität Basel.

Geheftet Mk. 2.40.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

1900er Rheinwein

der Rheinhessischen Winzergenossenschaft versendet im Faß zu 70 ₰ per Liter unter Garantie der Reinheit.

Adolf Rau, Wörrstadt (Rheinhessen).

2 Flaschen gratis und franko.

An unsere Leser!

Mit der vorliegenden Nummer schließt das zweite Quartal unseres Blattes. Unsere Postabonnenten bitten wir, ihre Bestellung ungesäumt zu erneuern, alle Leser aber, für unser Blatt weiter zu werben.

Redaktion und Verlag.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.